

Waetzoldt, Stephan
Emanuel Geibel





Von

Stephan Waetzoldt.

Der Reinertrag ist für das Geibel-Denkmal bestimmt.

Hamburg.

Verlag von Otto Meißner.

1885.



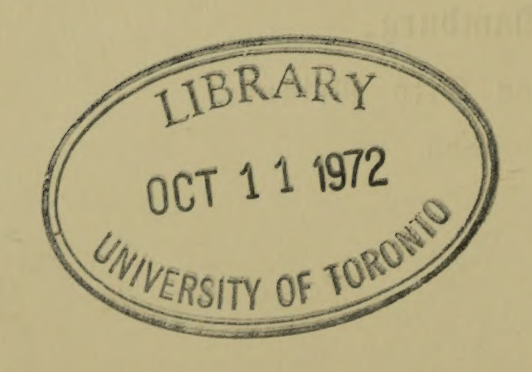
Emanuel Geibel.

Von

Stephan Waetzoldt.

Der Reinertrag ist für das Geibel-Denkmal bestimmt.

Hamburg.
Verlag von Otto Meißner.
1885.


LIBRARY
OCT 11 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

Rede

auf

Emanuel Geibel,

gehalten

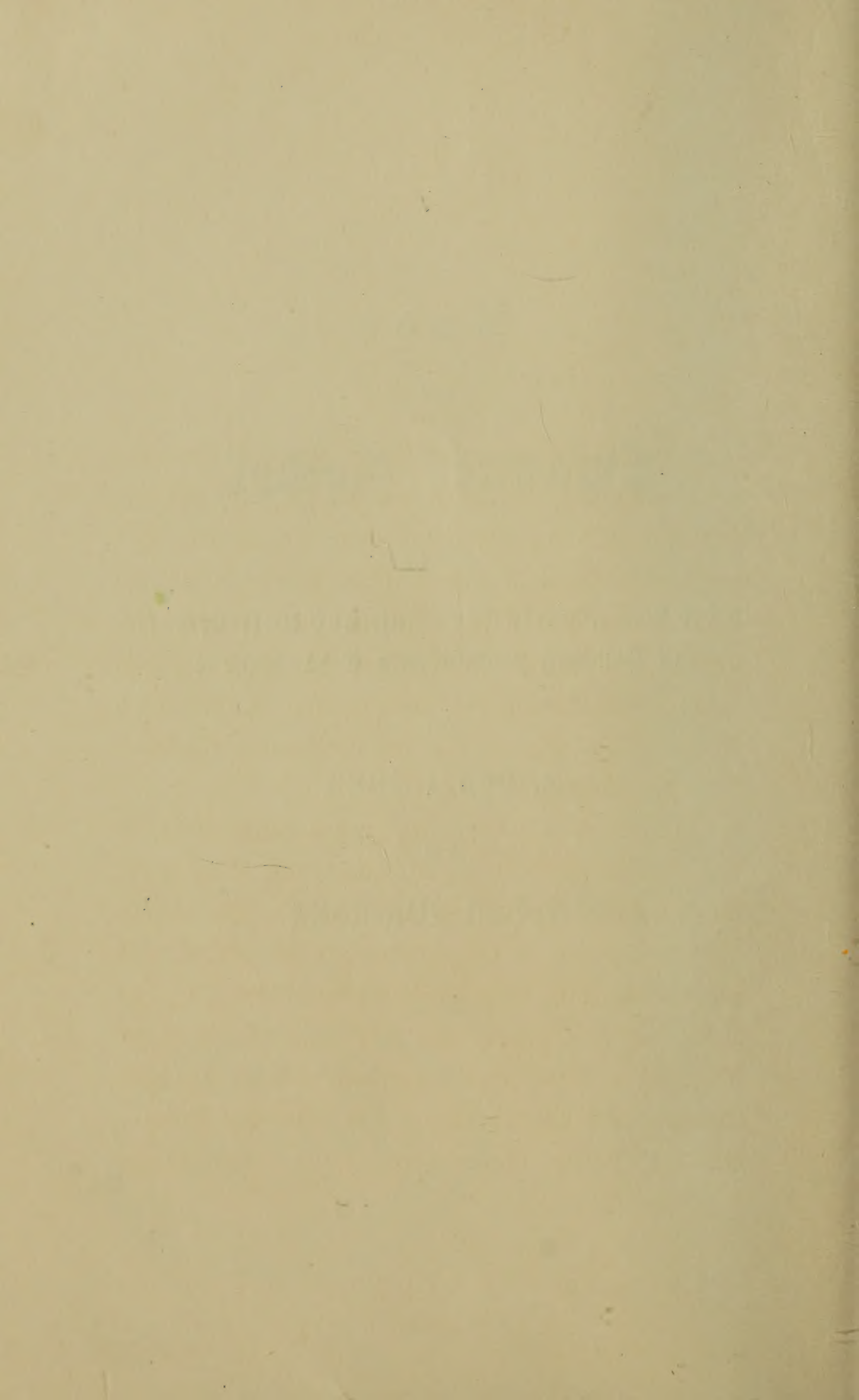
in der vom „Verein für Kunst und Wissenschaft"
zu Hamburg veranstalteten Gedächtnißfeier

am

2. März 1885

von

Stephan Waetzoldt.



Verehrte Anwesende! Vor wenigen Monaten ging durch die Zeitungen ein Aufruf, in welchem Beiträge für ein Denkmal erbeten wurden, das unsre Schwesterstadt Lübeck ihrem Sohne, Emanuel Geibel, errichten will. Mancher hat damals sich gefragt: „Weshalb ein Denkmal zu Ehren Geibels, solange die Standbilder verdienterer Männer noch fehlen? Wo erheben sich die Denkmäler Rückerts, Lenaus, Chamissos?" —

Unsre thatenlustige, in Leben und Dichtung dem Realen zugeneigte Zeit, hat wenig Sinn mehr für den stillen Genuß einfacher Lyrik. Wir lächeln überlegen, wenn in der Erinnerung die Lieder aufsteigen, die einst, in jener schwärmerischen Zeit, für welche unsre Sprache nur das undankbare Wort Flegeljahre kennt, uns entzückten und zu Thränen rührten. Die Prosadichtung, vor allem der Roman, hat die Poesie überwuchert; unser schnellebiges

Geschlecht verlangt Erregung, Spannung, Interesse. Geibel aber ist eine im Grunde beschauliche, lyrische Natur, er hat außer einem kleinen Lustspiel nur Verse geschrieben.

So mag jetzt, ein Jahr fast nach des Dichters Tode, nun die Nänien verklungen, die lyrischen Nachrufe und die Weihrauch-Artikel vergessen sind, die ruhige Frage gestattet sein, ob Geibel, dem Dichter, in der That alle Lorbeerkränze gebührten, die seinen Sarg geschmückt, ob die Nachkommen wohl das enthusiastische Urtheil des letzten Jahres über ihn bestätigen werden, die Frage auch, worin denn das nur ihm Eigenthümliche, das Unvergängliche beruhe, das uns berechtigt sein Andenken feiernd zu ehren.

„Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn."

Heimat und Vaterhaus bestimmen die Entwicklung des Menschen zuerst. In dem „Buch der Elegieen" hat Geibel den Eltern und der Vaterstadt Lübeck ein schönes Denkmal gesetzt. Von den Großen des deutschen Geistes ist mancher, wie unser Dichter, eines protestantischen Pfarrers Sohn ge-

wesen. Die ernste Festigkeit der Lebensführung, die sittliche Grundstimmung seines Wesens, den tief-religiösen Zug seines Herzens dankte Geibel dem Vater. In der Mutter „floß noch ein Tropfen leichten französischen Blutes", sie lachte und scherzte gern; deutsch war in ihr das sinnige Gemüth, die Neigung zur Natur und ihren ewigen Reizen, die sie dem Auge des Lieblings früh deutete. Wie ein Klang aus Goethes Kindheit muthen Geibels Worte uns an:

„Also wuchsen wir auf, vom Ernst umwaltet des Vaters,
Während der Mutter Gemüth heiter die Welt uns erschloß,
Und an Beide gelehnt, und im Geist von Beiden befruchtet,
Lebt' ich, ein träumerisch Kind, dämmernde Jahre des Glücks."

Wie Goethe war Geibel der Sohn einer freien Stadt und blieb sich dessen stolz bewußt. Zwei Charakterzüge in dem Wesen des Jünglings können darauf zurückgeführt werden, daß seine Wiege in einer alten Hansestadt stand: der Sinn für das Vergangene, die romantische Neigung in ihm, und der Zug ins Weite, der Wandertrieb, der die Söhne der Hansestädte leichter als Andere in die Ferne lockt. Die Geschichte seiner Vaterstadt, die einst die Beherrscherin des Ostmeers gewesen, sprach

zu ihm in den verwitterten Zeugen versunkener Jahrhunderte. Lübeck hat „mit großer Erinnerung des Knaben klangfrohes Gemüth im Erwachen schon genährt.“ Die hohen Treppengiebel der Häuser, das Holstenthor, Rathhaus und Schifferhaus, führten die Phantasie zurück in die Zeiten hansischer Macht und Größe. Der Fluß mit dem Kommen und Gehen der Schiffe, das laute Treiben des Marktes, der regsame Geist des Handels, belebten die Einbildungskraft mit den Bildern ferner Zonen. Und wo die Trave ins Meer geht, boten See und Wald des Schönen die Fülle. Wenn in der grünen Tiefe die Amsel rief und der Frühlingswind durch die hellen Buchenwipfel rauschte, klang es dem erwachenden Jüngling wie das Lied der deutschen Heimat, aber die wandernde Woge, der schweifende Möwenflug, ferne, sonnbeschienene Segel über der blaugrünen Fluth lockten mächtig hinaus. Schon damals ging Geibels Sehnsucht nach dem Süden, und dem Primaner glückte das viel gesungene Lied von dem Zigeunerknaben im Norden.

Wie der junge Goethe in seinem Mansardenstübchen, so träumte und sann Geibel am liebsten

in einem Dachwinkel zwischen den „spitz aufsteigenden Giebeln", wo die Tauben aus- und einflogen. Von hier schweifte der Blick über die Stadt bis zu den lindenbeschatteten Wällen, und hier klangen die Glocken von St. Marien tiefstimmiger und voller herüber. Hier fügten sich zuerst „im erregten Gemüth die Reime." Noch in den späten Jahren des Alters, wenn „der Begeisterung Hauch den Dichter umwitterte", war es ihm, als rauschte schwärmender Taubenflug. Damals begeisterte Geibel natürlicher Weise sich für die romantischen Ritter und Edelfräulein in Fouqués Zauberring. Die Form seiner knabenhaften Poesieen bildete er nach Heines „Buch der Lieder." Heine verführt jeden Anfänger durch die Sorglosigkeit und spielende Grazie, mit der er seine Strophen hinzuwerfen scheint, deren bestrickende Anmuth doch ein Ergebniß des feinsten musikalischen und rhythmischen Gefühls, der peinlichsten Ausfeilung ist. Wie jeder normale junge Mann in seinem Alter bannte Geibel seine ersten großen Liebesschmerzen in leichte heinisirende Verse. Eins aber ist für ihn bezeichnend, die ironische Art Heines, die Selbstvernichtung der Poesie, wie sie jenem eigen ist, hat über ihn keine

Gewalt. Diese gesunde Natur rührt der Weltschmerz nicht an.

Der Uebergang aus der Beschränkung des elterlichen Hauses, aus der Zucht der Schule in die goldene Freiheit des Studententhums birgt für leidenschaftliche, gährende Naturen manche Gefahr. Geibels warmfühlende, aber innerlich besonnene Persönlichkeit verräth nichts von überschäumender titanischer Kraft, von genialem Stürmen und Drängen. In der mehr beschaulichen Art seines Wesens, in dem Mangel an gewaltiger subjektiver Leidenschaft liegt wohl auch der Grund, weshalb späterhin der Lyriker Geibel den Dramatiker überragte. Geibel empfand weniger die unmittelbare Gewalt der Wirklichkeit als den Reflex der Dinge in Erinnerung und Sehnsucht. — Die bunte Seite des akademischen Lebens lockt den jungen Musensohn wenig. Er ist in Bonn ein fleißiger Student; die Theologie aber weicht schon in den ersten Semestern den humanistischen Studien. In dem werdenden Dichter lag der dunkle Drang sich harmonisch zu gestalten, alle Seiten seines reichen Wesens zu entwickeln, sich nicht eng zu specialisiren, sondern ins Weite zu gehen. Die Künstlerseele, die im An-

schaubaren lebt, deren Grundkraft die schöpferische Phantasie ist, fügt sich freilich nur widerstrebend der strengen Zucht des Gedankens, wie philosophische und philologische Studien sie erheischen. Treffliche Männer wirkten damals in Bonn: Schlegel, Welcker, Klausen, Brandis. Sie führten ihn ein in die Gedankenwelt des hellenischen Geistes, in Sophokles, Aeschylos und Homer; und er versuchte die Griechen zu verstehen, nicht leicht genießend und flüchtig haschend, sondern in ernster Arbeit. Die Abende in der bescheidenen Studentenstube der Sternstraße durchleuchteten ihm die beiden größten Briten, Shakespeare und Byron. Griechen und Engländer! Im Entwicklungsgange des deutschen Geistes hat es sich mehr als einmal bewahrheitet, daß uns, die wir leicht und gern das Fremde annehmen, die Anlehnung und Durchdringung mit ausländischen Formen und Stoffen, aus Frankreich, Italien oder dem Orient, noch stets unselbständig und kraftlos gemacht hat, daß uns überall heilsam war die Schule der stammverwandten Engländer und das Studium des griechischen Alterthums, der Trank aus dem Jungbrunnen der alternden Menschheit. Aus diesen reinsten Quellen schöpfte Em. Geibel.

Von den Ufern des Rheines, von Thälern und Bergen, die das Dichterauge entzückten, zog es den wissensdurstigen Studenten nach einer reicheren geistigen Bildungsstätte; er ging nach Berlin. Durch die Bekanntschaft mit Hitzig, der ein eigenes Talent zur Vermittlung von Dichterfreundschaften besaß, wird Em. Geibel in den Kreis der Berliner Schriftsteller und Künstler eingeführt. Manchen Poeten, den er in seinen Gedichten seit lange verehrt, sah er von Auge zu Auge. Die Universität rühmte sich großer Namen. Hier wirkten neben Lachmann und Neander, Böckh, Twesten und Leopold Ranke; als Künstler glänzten Schadow, Rauch, Schinkel, Bendemann.

Eines Abends, im November 1836, klopfte Geibel an die Thür Chamissos. Chamisso war ein weltmüder Mann geworden. Im Gespräche aber ward er lebendig, die dunklen Augen strahlten, wenn er mit dem leise anklingenden französischen Accente, den er nie ganz verloren, von fernen Fahrten erzählte, oder seines Lieblings, des jungen Freiligrath, dachte, dessen früheste, in ihrer Fremdartigkeit Aufsehen erregende Gedichte, er im Musenalmanach veröffentlicht hatte. In Berlin kommt

somit Geibel zum ersten Male in rege Berührung mit literarischen Kreisen. Der junge Student wird Mitglied der Dichtergesellschaft, die im Café national unter den Linden tagte. Hier lernte er Eichendorff, seinen Liebling kennen, hier verkehrten Wilibald Alexis, Gruppe, Holtei, Kopisch, Houwald und der damalige Beherrscher der Bühne, der heut vergessene Ernst Raupach. Am fruchtbarsten wurden für Geibel die freundschaftlichen Beziehungen zu dem Hause des Kunstgelehrten Franz Kugler. Seiner schönen Frau Clara, der Tochter Hitzigs, hat Geibel später die erste Sammlung seiner Gedichte gewidmet. In diesem Hause schloß nach fünfzehn Jahren ein gemeinsames Herzensgeheimniß auch den Freundschaftsbund zwischen ihm und Paul Heyse. Während der Student so mit Otto Fr. Gruppe in innigem wissenschaftlichen Verkehr lebte und durch Kugler sein Kunstsinn geweckt wurde, trat die Poesie der Romantik und die Erinnerung an Goethe leibhaftig ihm entgegen in Bettina, der Wittwe Achims von Arnim. An Frau v. Arnim war er durch Rumohr aus Lübeck empfohlen worden. Bettinens ganzes Leben rankte sich um Goethe; zu ihm hatten schon ihre Mutter und ihre Großmutter in naher Be-

ziehung gestanden. Erst seit dem Tode Arnims hatte sie ihre poetischen Kräfte, die bis dahin in glänzendem Sprühfeuer verflackert waren, gesammelt. Vor einem Jahre war das Buch erschienen, das ihr den Ruhm über Nacht brachte, das Buch mit dem schlichten Titel, das doch mehr wahre und tiefe Poesie enthält als die bändereichen Werke mancher gefeierten Größe: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde." Bettina führte Geibel vor das Thonmodell der herrlichen Zeus-Goethestatue, die ihre kunstreiche Hand geschaffen, sie erzählte ihm, — eine echte Brentano — beim Kaminfeuer seltsam-phantastische Märchen voll Schalkhaftigkeit und Gemüthstiefe.

So reich für den Menschen, den Philologen, den Dichter die Anregungen waren, die Berlin bot, Geibel trug eine Sehnsucht nach fernen Ländern, nach dem Süden im Herzen, die ihm keine Ruhe ließ. Ernst Curtius, der Lübecker Herzensfreund, den er in Berlin wiedergefunden hatte, war als Erzieher nach Athen in das Brandis'sche Haus gegangen; Chamisso hatte zu Geibel gesagt: „Ein junger Mensch, namentlich wenn er ein Poet ist, kann sich in der Welt nicht genug umsehen. Wer darstellen

will, muß sich vor allem reichen Stoff sammeln. Wenn ich jung wäre, ich ginge nach Griechenland." Immer klarer wird Geibel, daß die Wissenschaft nicht sein eigentliches Gebiet sei, immer mehr drängt seine Natur zu künstlerischem Schaffen. Damals schrieb er die schöne sehnsüchtige Strophe:

Ich weiß ein Land, wo aus sonnigem Grün
Um versunkene Tempel die Trauben blühn,
Wo die purpurne Woge das Ufer beschäumt
Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt.
Fern lockt es und winkt dem verlangenden Sinn,
Und ich kann nicht hin! —

Da kam die Erfüllung! Durch Bettinas und ihres Schwagers Savigny Vermittlung erhielt der junge Dichter die Erzieherstelle im Hause des russischen Fürsten Katakazi, der in Athen Gesandter war. Ueber den Brenner, Verona, Padua, Venedig erreicht er Triest. Während das Schiff ihn über die Adria trug, „flog der Gedanke voraus zu den Wundern Athens". An des Phäakengestades sonnigen Gärten und an der Odysseus-Insel glitt er vorüber, vorüber an Missolunghi, dessen Namen der Tod Byrons verklärte. In der hellen Luft des Südens stiegen aus dem blauen Meere die griechischen Inseln, mit den weichen umblühten Buchten und

den schroffen scharflinigen Höhen: das segelumflogene Aegina, das Felsgestade von Salamis. Und dort, im Kranze seiner Berge, lag Athen; die goldrostigen Säulen der Akropolis leuchteten fern herüber in der Abendsonne.

Mit vollen Zügen genoß Geibel, soweit das drückende und bald unliebe Amt ihm gestattete, die ersehnte Herrlichkeit. Von Suniums Felsklippe blickt er hinaus auf den Archipelagus, er träumt in der Sommernacht an der schattenkühlen Nymphengrotte von Kephissia, aus der Meerfluth sieht er den Sarkophag des Themistokles heraufschimmern, er steht auf dem marmornen Dachgebälk des Parthenon, die Perikles-Stadt zu seinen Füßen überschauend, und auf der Haide von Chäronea, die das Blut der letzten Kämpfer für die athenische Freiheit trank, mahnt ihn die Vergangenheit des in sich zerklüfteten alten Hellas an die Zerrissenheit Deutschlands. Schaffend und genießend verbringt er unvergeßliche Wochen mit Ernst Curtius auf der Inselreise in Naxos und Paros.

Wenige sind besser vorbereitet nach Griechenland gegangen als Geibel. Ernstes Studium hatte ihm die hellenische Geisteswelt erschlossen, ihm waren

diese Trümmer nicht stumm; jeder Berggipfel, jedes Eiland sprach zu ihm, und vor dem Dichterauge wandelten über den geheiligten Boden die Gestalten einer großen Vorwelt.

Eigenthümlich ist die Wirkung, die der Aufenthalt in Griechenland auf Geibels Wesen und Dichtung ausübte. Als Goethe einst über die Alpen nach Italien und Sicilien zog, da trieb ihn nicht jugendlich-schwärmerische Sehnsucht. Die Jahre des Sturmes lagen hinter ihm; er ging, weil er aus „Wortschällen" nichts lernen konnte, weil ihm die Anschauung nothwendig war. Und in der unmittelbaren Anschauung der Antike bildete sich sein neuer Stil. Wie von selbst erklingen ihm „Period für Period" die Verse der Iphigenie. Am Gestade des tyrrhenischen Meeres erst lernt Goethe Homer ganz verstehen; neben ihm schwebt der leichte Schatten der Nausikaa und flüstert ihm zu: „Bilde mich." In Goethes naivem, schöngeformtem Geiste spiegelt sich, auf dem Untergrunde des deutschen Gemüthes, die Antike rein und klar wieder. Die sentimentale Griechensehnsucht tritt in unserer Literatur erst auf mit Hölderlin; ihr Vorklang ist Schillers Elegie „Die Götter Griechenlands", ihr Nachklang die

Philhellenendichtung der zwanziger Jahre. Aber gerade das altgriechische Leben kannte die Sehnsucht nach fernen, versunkenen Gestalten nicht. Die Sehnsucht, dieser Grundzug im Wesen Geibels, dem eines seiner schönsten Gedichte geweiht ist, die Sehnsucht, welche die echt lyrische elegische Stimmung weckt, lebt auch in Geibels Gedichten aus Griechenland. Er hat Griechenland am schönsten besungen, als er ihm wieder fern war. Geibel ist noch gebannt in die Poesie des romantischen Contrastes. Kein sich selbst genügendes Vertiefen in die Welt des Alterthums, keine unbefangene dichterische Wiederbelebung der Antike, nicht Naivetät sondern Sentimentalität im Sinne Schillers. Der Mond auf der Bucht von Salamis, die flötende Nachtigall in den Jasminbüschen von Kephissia, oder die bettelhaften Nachkommen der italischen Fürstengeschlechter auf Naxos, die armselig unter den geschwärzten Cypressenbalken hausen, an denen noch das stolze Wappen ihres Geschlechtes prangt; der Gegensatz zwischen dem halb orientalisch-modernen Griechenland und dem untergegangenen alten Hellas, zwischen den kleinen Menschen und kleinen Häusern von heutzutage und den gewaltigen Trümmern aus

der Zeit der großen Griechen, das ist es, was Geibel poetisch erregt. Unter Cypressen und Palmen träumt er sich in die Buchenwälder Holsteins, zwischen den Säulen des Parthenon steigen vor seinem Geiste die Thürme Lübecks empor; er sehnt im Süden sich nach der Heimat, wie er in der Heimat sich nach dem Süden gesehnt.

Eines jedoch lehrte ihn Griechenland nach eigenem Geständniß, das „Geheimniß der Form". Was bisher einem glücklichen rhythmischen Instinkt halb unbewußt gelungen war, wurde ihm zum bewußten Können. Das sinnliche Material der Dichtung Wort, Reim, Rhythmus lernt er gesetzmäßig zu gestalten. Der „Fackelträger in das Reich des Schönen" wurde ihm Platen, dessen marmorne Form er erst hier recht würdigte. In den „Klassischen Studien" vom Jahre 1840, die er mit Curtius zusammen herausgab, und in dem vollendeteren „Klassischen Liederbuche" von 1875 hat Geibel, wie Schlegel einst von Goethes römischen Elegieen sagte, die deutsche Sprache mit antiken Gedichten bereichert. Geibel liebt die Schönheit der Form; in seinen Tragödien zerstört sie sogar zu-

weilen die Wahrheit der Leidenschaft. Mit überströmendem Wohllaut verklärt er unsere Sprache. Der Geheimnisse ihres Klanges, des Reichthums ihrer Einfachheit sind wenige so Meister gewesen wie er. Wir finden nirgend in Geibels Liedern eine Form, die den Inhalt nicht vollständig deckte. Mit den schlichtesten Mitteln erreicht er, wie alle echten Künstler, die größten Wirkungen. Nie tändelt er üppig, nie verbrämt er mit prunkendem Flitter ein gedankenhohles Nichts. Sein Vers ist das natürliche Kleid des Gedankens. So erwies sich an ihm die Schule der Griechen, die ihn das Geheimniß des Maßes lehrte. Ihm ist in besonderem Sinne eigen die Sophrosyne, die Besonnenheit. Ein Stück des griechischen Himmels nahm er im Herzen mit in die nordische Heimat; ihm blieb für immer eine „freudige Heiterkeit" des Gemüthes, die aller Weltflucht abhold ist.

Noch einen andern negativen Vortheil hatten für die Bildung des Dichters die beiden griechischen Jahre. Goedeke macht mit Recht darauf aufmerksam, daß durch die zeitweilige Entrückung nach Griechenland Geibel dem literarischen und besonders dem journalistischen Getriebe entzogen wurde, das

den Ruin manches bedeutenden Talentes verschuldet, weil es zersplittert und die Kraft in kleinen täglichen Kämpfen aufzehrt. —

Nach Geibels Rückkehr in die deutsche Heimat i. J. 1840, erschien bei Alexander Duncker in Berlin das erste Bändchen seiner „Gedichte". Es sind dieselben Gedichte, deren 100. Auflage 44 Jahre später den Sarg des Dichters schmückte. Die Tageskritik ignorirte diese Lieder zumeist ganz, nur der Hamburgische Correspondent sprach anerkennend von der Zartheit lyrischer Empfindungen und der wohlthuenden Reinheit des Verses. In der „Europa" nannte Gutzkow den unbekannten Anfänger einen „Schwachkopf in der Poesie", und in seiner Geschichte der deutschen Literatur im XIX. Jahrhundert fertigt Julian Schmidt noch i. J. 1856 den Dichter mit fünf halbironischen Zeilen ab. Es war zunächst überall die alte Klage blöder Kritik „die Stoffe sind nicht neu". Als ob Lenz und Liebe nicht in jedem jungen Jahre und in jedem jungen Herzen neu würden!

Von Kephissia aus hatte Geibel bei der Nachricht vom Tode Chamissos einem Freunde geschrieben:

„Platen ist todt, Chamisso ist todt, Uhland schweigt schon lange, Rückert zersplittert sich; unter den Jüngeren ist nur Freiligrath von Bedeutung. Es ist Zeit, daß neue kräftige Stimmen durchdringen, sonst verliert sich Alles in charakterlosem Gezwitscher."

Das also war Geibels eigene Forderung an die kommenden Dichter. Ich frage: Tönt aus seinen ersten Gedichten von 1840 eine neue, kräftige Stimme? Die unbefangene Antwort ist: Nein, diese Stimme ist zunächst weder neu noch kräftig. Es ist leicht die Anklänge herauszuhören. Die „Könige von Orkadal" und „der letzte Skalde" erinnern in Form und Inhalt an Uhland, des „Woiwoden Tochter" klingt stark an Lenau an, in der „jungen Nonne" und im „Spielmannslied" hört man des Knaben Wunderhorn, der „arme Taugenichts" spricht wie Eichendorff, und die stille Wasserrose ist noch ein Requisit Heinescher Lyrik. Diese Lieder alle haben einen weichen, berückenden Klang, sie locken die Melodie, sie schmeicheln sich ins Ohr, aber sie sind wie sinnige Bildchen auf zartem Goldgrund, ohne ausgesprochenen Charakter. Ist dem Dichter ein Vorwurf zu machen, daß er bei

Uhland, Lenau, Eichendorff, Heine in die Schule gegangen, daß seine ersten Gedichte den Stil der Vorbilder noch nicht ganz verleugnen? Dann müßten wir z. B. auch Rafael vorwerfen, daß sein erstes großes Gemälde, das Sposalizio, bis auf einige Züge das Bild seines Meisters Perugino wiederholt. Jeder Werdende ist denen dankbar, die ihn gebildet; das Neue wird überall aus dem Alten. — Mag so auch wenig Neues und Kräftiges sich finden, diese Erstlingslieder besitzen doch einen großen innern Vorzug. Geibels Gedichte sind nicht aus der Luft gegriffen, sie sind nicht gemacht, sie sind geworden. Selten nur dichtet er, wie in den venetianischen Liedern, die schon in Berlin entstanden sind, aus einer ersonnenen Situation und Stimmung heraus. Geibel ist als Dichter wahr, und dies schon unterscheidet ihn kräftig von den Romantikern, die in ihrer selbsterschaffenen Traumwelt leben: im Goetheschen Sinne ist Geibel ein Gelegenheitsdichter, auch seine Gedichte sind Selbstbekenntnisse. Er sagt einmal: „Ich kann den Stoff nicht suchen, der Stoff muß kommen und mich packen.“ — Man hat seinen Versen die mädchenhafte Reinheit ironisch vorgeworfen. Geibels Lieder sind lauter und rein,

weil seine Seele lauter und rein war. Unsere Zeit freilich zuckt die Achseln, wenn man von der ethischen Aufgabe der Poesie redet. Nicht die Tendenz macht Geibels Gedichte zu sittlichen; wie bei Schiller ist es der ethische Gehalt der eigenen Persönlichkeit, der seine Lieder durchdringt.

Unter diesen seinen Erstlingsliedern tönen zwei in eigenthümlicher Kraft. Zweimal klingt ein markiger eigener Hall, wie eine tiefe Glockenstimme hinein in die Flöten und Schalmeien. Zuerst in dem Liede auf Friedrich den Rothbart, dann in den Rhythmen des gewaltigen Thürmerliedes.

Fast 25 Jahre waren vergangen, seit Rückert in seinen Zeitgedichten das Lied vom „alten Barbarossa, dem Kaiser Friederich" veröffentlicht hatte, das Lied, in dem er die, ursprünglich mit Bezug auf Friedrich II. entstandene Volkssage vom schlafenden und wiederkehrenden Kaiser auf den Rothbart übertrug. Rückerts Lied, unmittelbar nach den Freiheitskriegen geschrieben, klingt muthlos und ohne Hoffnung aus: Die Raben fliegen noch um den Berg, noch hundert Jahre muß der Kaiser verzaubert schlafen. Anders Geibel! Ein frischer, starker Hauch der Hoffnung durchweht seine Verse;

er, der 25jährige, spricht im Jahre 1840 wie ahnend von einem großen Morgen für unser Volk, der mit Feuersgluth hereinbricht.

> Laut in seinen Angeln dröhnend
> Thut sich auf das ehr'ne Thor;
> Barbarossa mit den Seinen
> Steigt im Waffenschmuck empor!

Der Kaiser trägt den Helm auf dem Haupte, den Sieg in seiner Hand, ihm beugen sich die Völker, und aufs Neue gründet er das heilige deutsche Reich. Hier schöpft Geibel aus der Sage, in der die dichtende Volksseele ihre Sehnsucht ergossen, seine Hoffnung für die Zukunft Deutschlands. — Im Thürmerliede blickt er auf des Vaterlandes Gegenwart.

Ein Hamburger Prediger, Philipp Nicolai, hat im Anfang des 17. Jahrhunderts in Anlehnung an die Tagelieder der Volkspoesie gesungen: „Wachet auf, ruft uns die Stimme des Wächters von der hohen Zinne, wach' auf, du Stadt Jerusalem!" An die ernsten, mahnenden Worte jenes alten Chorals wurde Geibel in Athen erinnert, als man dort um Neujahr 1840 die Verschwörung des Nikitas entdeckte. Geibel hatte um Politik sich bislang nicht

gekümmert. Der „Zeitungsenthusiasmus" war ihm zuwider. Jetzt trat die Aehnlichkeit griechischer und deutscher Verhältnisse ihm erschreckend klar vor Augen. Hier wie dort ein in sich zerspaltenes Volk, dessen Stämme alte Eifersüchteleien nicht vergessen konnten. Hier wie dort an der Grenze scheelsüchtige Nachbarn, die durch Wühlereien und Verhetzungen zu gewinnen hofften. Da sang Geibel, von der Angst um des fernen Vaterlandes Zukunft erfaßt, sein Thürmerlied. Als Gebet schwingt die letzte Strophe sich empor:

„Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land!"

Das war der kräftige, neue Ton, das war der Meisterton Geibels. Das Thürmerlied steht in den Gedichten zwischen zwei lieblich-anmuthigen Stücken der gewohnten Geibel'schen Art; ihm voran geht die frohe Weise: „Wer recht in Freuden wandern will," und das friedeselige Abendlied: „Schlafet in Ruh, vorüber der Tag und sein Schall" folgt. Im Barbarossa aber und in dem Gesange des Thürmers wird aus dem sinnigen Dichter der Abendstille und heimlicher Mädchenminne

ein begeisterter Seher, dessen ernstes Auge rückwärts blickt in die Vergangenheit der Geschichte und ahnend vorwärts schaut in die Tiefen der Zukunft.

Noch ging damals, im Jahre 1830 und im Anfang des Jahres 1840, der Zug der deutschen Dichtung nicht ins Einseitig-Politische. Zwischen der Julirevolution des Jahres 1830 und dem Thronwechsel in Preußen beherrschte der Weltschmerz unsere Lyrik. Er bezeichnet die natürliche Reaktion nach dem Kräfteverbrauch und den Aderlässen der napoleonischen Epoche, und den Mißmuth darüber, daß soviele schöne Hoffnungen, die um die Befreiung des Vaterlandes sich rankten, geknickt wurden. Erst der Verfassungsbruch in Hannover, die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., das übermüthige Verlangen nach dem linken Rheinufer unter dem Ministerium Thiers, entfesselte die politische Dichtung. Enthusiastische Hoffnungen wurden auf den genialen König von Preußen gesetzt; er hatte den alten Arndt rehabilitirt, für die Brüder Grimm und für Dahlmann gesorgt, Schelling, Tieck, Rückert nach Berlin gezogen; selbst Herwegh nannte ihn „den Stern, auf den man schaut."

Deutschland, das ein geographischer Begriff

geworden war, sehnte sich nach Einheit, Stärke und Freiheit. Nur das Wie war mehr als fraglich. Eine dritte Sturm- und Drangperiode kündigte sich an, nur nicht „so ideal, nicht so titanisch wie die vorhergehenden." Das junge Deutschland gewinnt die Herrschaft. Freiheit hieß auch sein Losungswort, oder besser Emancipation, Emancipation in der Politik, in der Moral, in der Religion. Beredt und verführerisch gab Herwegh diesen Tendenzen den glänzendsten dichterischen Ausdruck. In dieser Zeit der unklaren Gährung, der demagogischen Phrase, des verschwommenen Weltbürgerthums, der spöttischen Glaubenslosigkeit steht der junge Lübecker Dichter fest und unentwegt mit Wenigen. Die Brandung der Zeit schlägt an sein Herz, aber sie erschüttert ihn nicht. Er, der Dichter, empfand, daß Georg Herwegh, sein größter Gegner, ein „Poet von Gottes Gnaden" sei; um so schmerzlicher war ihm die Absage. So tief ihn die elegische Schönheit des Herwegh'schen Liedes „Ich möchte hingehn wie das Abendroth" ergriff, so tief, daß es in einem Geibel'schen Gedichte deutlich widerklingt, so zornig mußte sein Herz sich empören, wenn Herwegh rief: „Reißt die Kreuze aus der Erden, laßt sie

alle Schwerter werden," denn ihm selbst quoll, nach eigenem Wort, der Dichtung heil'ger Bronnen aus dem Felsen, der die Kirche trägt.

Geibel lebte im Jahre 1841 in Escheberg, auf dem waldumrauschten Schlosse des edlen Freiherrn von der Malsburg, der, wie einst Landgraf Hermann von Thüringen, den Sängern gastlich war. Von hier aus sandte er das kleine Heft der „Zeitstimmen" in die Welt. Sie machten seinen Namen im Fluge berühmt. Nichts Halbes, nichts Laues, nichts Unklares ist in diesen Liedern, von deren einem ein Kritiker sagte, es zeige den Standpunkt eines romantischen Unter-Tertianers. „Geibel faßt, wie Goedeke sagt, den Kampf der Zeit als einen Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Geist und Stoff, Gott und Antichrist." Auch er führt in diesem Kampfe die Rose der Freiheit im Schilde, aber er haßt die Demokratie, die den zerfetzten rothen Königsmantel sich um die Schultern schlägt. Der Dichter ist kein Parteimann. Geibel hat die Tage seines Lebens das Wort gehalten, das Freiligrath gesprochen und dem Freiligrath, von Herwegh gelockt, untreu wurde: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte als auf der Zinne der Partei." Er ist sich

voll bewußt, die Schlacht der Wahrheit gegen die Lüge zu schlagen. Seine Waffe ist das Lied. Der goldne Bogen klingt, und Pfeil auf Pfeil trifft den Gegner:

„Die schelten und meistern mit kecken Zungen;
Nichts ist ihnen recht,
Alles soll anders werden
Im Himmel und auf Erden,
Und wer nicht mitschreit heißt ein Knecht.
Sie möchten das Höchste zu unterst kehren,
Um selbst zu herrschen nach eignem Begehren;
Der Glaub' ist ihnen ein Fastnachtsscherz,
Eine Thorheit das Herz.
Ach, und so Viele
Treiben's zum Spiele!
Nach Freiheit rufen sie männiglich,
Und sind der eignen Lüste Knechte;
Sie reden vom ewigen Menschenrechte,
Und meinen doch nur ihr kleines Ich.
Sie wollen der Wahrheit Schlachten schlagen
Und die Lüg' ist ihr Schwert,
Wollen die Welt auf den Schultern tragen
Und ordnen kaum den eignen Herd!"

An Dantes Visionen mahnt in der Großartigkeit der Erfassung und im Versmaß der Terzine Geibels „Gesicht im Walde." Wie Dante findet „auf halbem Weg des Lebens" der Dichter sich in einen Wald verschlagen. Wie Dante drei symbolische

Thiere sieht, den Panther, den Leuen und die römische Wölfin, so sieht der deutsche Dichter drei Riesen, die in der Waldschmiede die Hämmer schwingen. Der irrende Schein der flackernden Flamme fliegt um die grauen Buchenstämme, mit eintönig-düstrem Liede begleiten die Riesen ihre Arbeit, sie schmieden ein gewaltiges Schwert, das Königsschwert, Kreuzesschwert, Siegesschwert der Zukunft.

Seinen einzigen ebenbürtigen Gegner, Herwegh, fordert der junge Kämpe trotzig in die Schranken. Stolz und selbstbewußt sind die Worte des Sohnes der freien Hansestadt:

„Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf' ich keck Dir ins Gesicht,
Keck in die Flammen Deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders!"

Es gehörte Muth dazu, damals so zu sprechen. — Wie Walther von der Vogelweide war Geibel seinem Volke ein Mahner; wie Walther war er ein Freund und Schützling der Könige, aber nie ihr schmeicheln-

der Hofpoet. Sein reiner Patriotismus ist gleich frei von Chauvinismus wie von Byzantinerthum. Und mitten unter diesen erzenen Liedern, die im Harnisch schreiten, der Klang der Hoffnung auf eine schöne Zeit, wie das Lied einer frühen Nachtigall, der Trost: „Es muß doch Frühling werden!“

Was aber hatte Geibel dem falschen Ideal mit seinem lockenden Flitter entgegenzusetzen? Glaube, Sitte und Treue der Väter, die allerdings damals, wie heut, nicht allzuhoch im Preise standen; vor Allem aber auch die prophetische Gewißheit einer großen Zeit, die sich noch verbirgt, einer Zeit, da Deutschland einig stark und frei sein wird. Freilich, er sieht zu klar und ernst, um einen Völkerfrühling zu hoffen mit internationaler Verbrüderung; er weiß, der Tag, da der Kaiser die Braut Germania heimführt, wird roth und blutig aufgehen. Blut und Eisen müssen die zerstückten Theile des Vaterlandes zusammenschweißen. Er fühlt es, der verfahrnen Zeit thut noth eine gewaltige und gewaltsame Persönlichkeit, Gott wird den Alexander schicken, der den gordischen Knoten durchhaut. Als Geibel vor 40 Jahren ausrief: „Ein Mann ist noth, ein Nibelungenenkel! O Schicksal, gieb uns einen,

einen Mann!“, da ahnte er nicht, daß der Mann der Zukunft geboren war wie er im Jahre 1815. Er sah den Nibelungenenkel noch, den märkischen Junker mit der Felsenstirn und den düstern Brauen; und als vor einem Jahre der lorbeerschwere Sarg des Dichters in die Gruft sank, da schmückte ihn auch ein Kranz des deutschen Kanzlers.

In den Jahren nach 1842 hat Geibel unserem Volke reiche poetische Gabe gespendet; immer reifer und voller sind die Früchte: Juniuslieder, Neue Gedichte, Heroldsrufe, Spätherbstblätter. Alle Lieb' und alles Leid des Lebens wird dem echten Dichter zum Gesange. Aber so oft ich diesen Liederwald durchwandere, mein Auge haftet immer auf denselben Lieblingen, auf jenen Strophen, die von der Noth, der Hoffnung und der Herrlichkeit des Vaterlandes singen. Das ist Geibels ureigenster Ton, das sind die Lieder, die ihn unsterblich machen. Das Talent wandelt, mehr oder minder glücklich und erfolgreich, gebahnte Pfade. Das Kennzeichen des Genies ist das Neue und das Prophetische. Klopstock schlug bei uns den vaterländischen Ton zuerst an; aber er kann noch aus dem Teutoburger Walde nicht heraus=

finden. Gleim versucht in den „Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers“ den großen Gehalt der Zeit Friedrichs in matte Verse zu fassen. Die Dichter der Humanität, denen der Patriotismus, um mit Lessing zu reden, eher als eine heroische Schwäche gilt, kennen vaterländische Lyrik nicht. In Arndts und Körners Liedern wird das Schiller'sche Pathos zu einer Waffe für den Freiheitskampf gegen verhaßte Unterdrücker. Erst Uhland ist nach Walther von der Vogelweide wieder ein echter politischer Dichter; aber deutsche Dinge beurtheilt er gern von dem Standpunkt seines engeren Vaterlands Württemberg aus. Geibel ist in unserer politischen Dichtung der Seher, dessen Auge in den Nebeln der Zukunft die Gestalten des Werdenden erblickt, dessen Mund mit Worten ausspricht, was als unbewußtes Begehren, als ängstliches und hoffendes Ahnen die Seele seines Volkes durchzitterte. Die Lateiner nennen mit demselben Worte vates den Seher und den Dichter. Dies Wort ist für Geibel bezeichnend. Er war, wie Uhland, ein Herold deutscher Ehre; aber er sang nicht nur die Vergangenheit, er steht mitten in der Gegenwart; er steht hoch wie die Könige und Dichter und sieht weiter als die dumpfe,

unruhig-begehrliche Masse zu seinen Füßen. Er dichtet nicht wie sein Zeitgenosse Dingelstedt als „politischer Nachtwächter", er ist der Thürmer, dessen Ruf klingt: „Wohlauf, der Tag ist nicht mehr fern!"

Und ihm wurde ein Glück, das den meisten Propheten versagt bleibt: er sah die Erfüllung seiner Träume. Er sah den Adler der Hohenzollern, wie er gehofft, vom Fels zum Meere ziehen, mit Psalmenschwung erhob sich sein gewaltiger Hymnus auf den Tag von Sedan; er sah, wie aus den Wogen des großen Völkerkampfes die junge Herrlichkeit des Reiches stieg und jubelnd klang sein Wort:

> Nun wirf hinweg den Wittwenschleier,
> Nun schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
> O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
> Flicht Myrthen in die Lorbeerreiser!
> Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
> Und führt dich heim im Siegesglanz.

Und er sah sein letztes Ideal Wirklichkeit werden. Die Zeustochter Pallas schwingt im Titanenkampfe den Speer, aber sie pflanzt auch den Oelbaum, das Zeichen des Friedens: sie ist die Göttin des völkervernichtenden Kampfes, aber sie ist auch die Göttin

des völkerversöhnenden Gedankens. Geibel sah es noch, wie das siegfrohe Deutschland den Völkern Europas mit dem Oelzweig friedespendend entgegenkam.

So lieb Geibel das große Vaterland hatte, so tief trug er im Herzen die Treue zu seiner Mutterstadt Lübeck. Gern mag er den Sommer lang im Süden und am Rhein weilen, aber wenn der Winter naht, zieht es ihn unwiderstehlich in die alte hochgieblige, siebenthürmige Travestadt. Er wird nicht müde ihrer Geschichte, ihrer einstigen Größe zu denken, für ihre Freiheit und Würde einzutreten, die Schönheiten ihrer Umgebung im Lande Holstein zu preisen: das dunkle Auge des waldverschwiegenen Uglei-Sees, das weite Meer und die fruchtschweren Felder. Zornig klingt gegen den Dänen sein „Ruf von der Trave"; wie bitter fühlt der Dichter die Ohnmacht der Vaterstadt, die wehrlos ist, weil das Reich wehrlos ist! Wie schneidig klingt sein Protestruf gegen den offenen Brief des Inselkönigs „Wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben!" In dem Sohne der Hansestadt Lübeck glüht noch ein Funke des alten Hasses, den die meerbeherrschenden Vorväter gegen den Dänenkönig

Waldemar getragen, als sie auf der Haide von Bornhöved einander trafen.

Hier in der Vaterstadt hatte Geibel seines Herzens holdestes, so kurzes Glück gefunden, hier wohnte er, als der Tag seines Lebens zur Rüste ging, und dies wünschte er der freien Stadt, die ihn geboren:

. . . Mit unverwelklichem Grün
Schmücke die greisende Locke Dir
Der Freiheit Kranz, und es bleibe dir stets
Vererbt ehrwürdiger Sitte Preis
Und gastlicher Huld! Mir aber verleih,
Der wohl dem hellstimmigen Kranich zugesellt
Gen Mittag zog, doch seiner Geburt nie vergaß,
Mir gieb, wenn flugmüde dereinst
Mein Fittich sinkt, im heimischen Grund,
Mutter, ein Grab . . .

Meine Aufgabe konnte nicht sein, in dieser Stunde den Dichter zu begleiten auf der ganzen Wanderfahrt seines Lebens, auf allen Gebieten ihn zu würdigen, all die lyrischen, epischen, dramatischen Werke Geibels skizzirend vorzuführen. Der Werdegang des Dichters war aufzuweisen bis zu dem Punkte, wo er, der fremden Führung ledig, den eigenen Ton findet; von dem Vergänglichen in Geibels Werken wollte ich das Bleibende scheiden.

Nur der Germanist, der die geistige Kultur einer fernen Zeit studiren will, kennt heut alle die Minnelieder Walthers von der Vogelweide, aber wir Alle kennen seine Lieder und Sprüche für Philipp von Schwaben und Friedrich II., für Kaiser und Reich. Wie Walther wird dereinst Geibel geliebt und gelesen werden.

Geibel war ein Priester echter Kunst, ein Dichter der Wahrheit; in ihm einen sich, nach seinem eignen Worte, Glauben, Bildung, Natur: der Christ, der Grieche und der Deutsche. Noch manches junge Herz werden seine Liebeslieder in der Tiefe rühren, von mancher frischen Lippe wird seine Weise sich noch erschwingen, manches reife Gemüth wird an den reifen Gaben seines Alters behaglich sich freuen. Aber in der Natur- und Liebeslyrik, wie im Drama, ist Geibel den ersten unserer Dichter untergeordnet, auch minder großen nur ebenbürtig. Von Goethe abgesehen, dessen Schüler, bewußt oder unbewußt, alle sind, die seit hundert Jahren deutsche Verse und deutsche Prosa geschrieben, ist noch manch Anderer Geibels Muster und Meister: Hölderlin, Kleist, Eichendorff, Uhland. Aber als Wächter

deutscher Ehre, als Prophet deutscher Herrlichkeit steht Geibel über allen Anderen.

Wenn nach langen Jahren, nachdem alle Modedichter und Eintagsgrößen von heut vergessen sein werden, der Historiker, dessen Urtheil kein Parteiinteresse und keine Tagesfrage mehr trübt, prüfenden Auges die Dichter unserer Zeit an sich vorüberziehen lassen wird, mit der stummen Frage: „Wer von Euch fühlte am reinsten den Herzschlag seiner Zeit, wer erkannte, was als dunkles Begehren in der Seele seines Volkes schlummerte, wer fand das erlösende Wort, wer erhob auf den Adlerflügeln reiner Begeisterung das deutsche Bewußtsein?" dann wird die Antwort der Name Geibels sein!

Emanuel Geibel gebührte diese Feier als einem Priester wahrer Kunst, der nicht der Mode diente, und weder um die Gunst der urtheilslosen Menge noch um eines Fürsten Gunst buhlte; diese Feier gebührte dem berühmten Sohne der alten und edlen Schwesterstadt Hamburgs, vor Allem aber gebührte sie dem Herolde des deutschen Reiches. Diesem sollte das Denkmal erstehen, und auf seinem Sockel müßten die Worte Geibels für Deutschland zu lesen sein:

„Eins nach außen, schwertgewaltig,
Um ein hoch Panier geschart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art.“

In dieser Stunde, die dem Gedächtniß Geibels geweiht ist, wird die Erinnerung an den Verlust lebendig, wir fühlen die Lücke, die sein Tod gerissen und die keine Kränze und kein Lorbeer zudecken, aber wir fühlen auch, daß für Emanuel Geibel gilt, was er selbst einst einem großen Abgeschiedenen nachgerufen:

„Nur das Bedeutungslose fährt dahin.
Was einmal tieflebendig lebt' und war,
Das hat auch Kraft, zu sein für immerdar.
Das ist des Genius Recht, daß ungekränkt
Vom Hauch des Todes über'm Grab im Blauen
Er athmend fortspielt und mit geist'gem Thauen
Göttlich befruchtend tausend Seelen tränkt.
So bleibst Du uns, so weilst auch heute Du
In unserm Kreis, da wir Dich liebend preisen,
Du wandelst unter uns in Deinen Weisen,
Und weh'st uns Trost in Deinem Liede zu.
So wirst Du einst kraft jenes Geistes Weh'n,
Der, weil er lebte, Leben muß entzünden,
In neuen Meistern siegreich auferstehn,
Und neu der reinen Kunst den Tempel gründen!“ —

Berliner Buchdruckerei Actien-Gesellschaft, Setzerinnenschule des Lette-Vereins (Carl Janke).

